

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Erinnerung aus dem Schwarzwald

Finkenschlag kam der Gärtnerbursche und das Gärtnermädchen in den Garten, um die Pflanzen zu begießen. Dabei sangen sie ihre munteren Lieder, daß es schallte über Garten und Haus hinweg. Das ärgerte den reichen Engländer, der gewohnt war, bis gegen mittag zu schlafen, weil er erst um Mitternacht zu Bett ging. Er ließ den Hausherrn rufen und verlangte, daß dieser seinen Leuten das Singen verbieten solle. Der Hausherr aber sagte: Lieber Herr, das Singen kann ich meinen Leuten nicht verbieten, das gehört zu unserer Pantirung. Da ließ der Engländer durch seinen Diener den Gärtnerburschen selber bitten, nicht zu so früher Stunde zu singen, aber dieser ließ sich auf nichts ein und nach wie vor schallten die Lieder in den frühen Morgen hinaus. Nun sann der Engländer darüber nach, wie er den Gesang zum Schweigen bringen könnte. Endlich schien er es gefunden zu haben, er sagte zu seinem Diener: Jetzt weiß ich, was

ich mach, ich schenke den Leuten viel Geld, denn wenn der Mensch hat viel Geld, dann singt er nicht mehr. Es liegt viel Wahrheit in diesem Ausspruch. Der „Bettler“ wohnt in einer Fabrikstadt und hat da schon oft Gelegenheit gehabt, zu sehen und zu hören, wie munter es zuweilen in den Wirtshäusern ist, wo die Arbeiter einkehren, namentlich am Zahltag, auch da hört man singen; aber noch nie hat er singen hören, wo die Fabrikanten einkehren. Also kommts nicht auf den Geldbeutel an, weder auf dem Land, noch in der Stadt. Kein Stand hat das Vorrecht, allein glücklich und zufrieden zu sein; dem einen ist viel und dem andern weniger anvertraut. Wer das ihm Anvertraute treu verwaltet, bei dem wird auch der Segen nicht ausbleiben.

Gott segne dich im neuen Jahr,  
Dich und dein ganzes Haus,  
Und gieße jetzt und immerdar  
Den Frieden auf dich aus!

## Erinnerungen aus dem Schwarzwald.

Von Chr. Sch.

### 1. Der Franzosenlärm 1848.

Es war an einem Freitag im März 1848, als ein Reiter das Murgthal herabsprengte von Baiersbronn nach Reichenbach. Er mußte in größter Eile von Hause fort sein, denn er saß ohne Mühe und in Hemdärmeln auf dem Pferde. Vor dem Hause des Schultheißen in Reichenbach machte er Halt, und da dieser eben zum Fenster heraus sah, machte er die Meldung, daß eine größere französische Truppe den Rhein überschritten, im Badischen fegend und plündernd eingebrochen sei und den Weg gegen den Kniebis zu genommen habe; alle wehrhaften Männer sollten sich bereit halten, um den Eindringlingen die Wege in's Murgthal zu verlegen. Nach dieser Meldung galoppierte der Reiter weiter, das Thal hinunter Schwarzenberg zu. Eine Weile stand der Schultheiß unschlüssig da, das eben Gehörte fast bezweifelnd, da war es ihm, als höre er Glockengeläute aus dem oberen Thale. Eiligst ging er aus dem Hause und die Thalstraße hinauf. Im Vorbeigehen an der Kirche ordnete er an, daß man sich zum Läuten bereit halten solle. Kaum zehn Minuten war der Schultheiß gegangen, als er ganz deutlich das Geläute von Baiersbronn hörte, auch kam schon ein zweiter Bote, welcher meldete, daß die Franzosen bereits den Kniebis herankämen.

„Sturmläuten!“ rief der Schultheiß auf dem Rückwege den vor der Kirche Stehenden zu und eilte in's Schulhaus, daß die Lehrer die Kinder nach Hause schicken sollten. Zuerst in einigen Schlägen, dann immer mächtiger klangen die Glocken, und da dies zu ungewohnter Zeit war, kamen die Leute eilends aus den Häusern, in der Meinung, daß ein Brand ausgebrochen sei. Aber das Geläute war ein anderes als bei einem Brande, auch hörte man kein „Feurjo“ rufen; statt dessen erscholl aber gar bald der Ruf durch die Straßen und Gassen: „O' Franzose komme!“ Von den Bergen herunter und aus den Thälern hervor eilten die Männer, welche um diese Zeit zahlreich in den Wäldern mit Holzhauen beschäftigt waren, jeder seine Art auf der Schulter tragend.

Vor der Kirche hatten sich eine Anzahl Männer versammelt und waren in eifriger Beratung, wie ein Ueberfall abzuwehren sei. Man wurde einig, daß vor allem auszukundschaften sei, was für Volk den Ueberfall bewerkstelligt habe, ob es reguläres Militär oder nur zusammengelaufenes Gesindel sei und in welcher Stärke sie herankämen.

Der Franzjacob, ein Bäcker und Wirt zugleich, erbot sich, den Kundschafter zu machen. Er war der Größte im Ort und konnte mit zehn Schritten

den längsten Holländer\*) abmessen, auch kannte er im Wald alle Schleichwege, weil er gar manchmal nächtlicherweile ein Tännlein heimgeschafft hatte. In längstens einer Stunde, meinte er, werde er wieder da sein und Nachricht bringen.

Inzwischen gab der Schultheiß Befehl, daß alle vorhandenen Waffen auf's Rathaus zu bringen seien, damit sie untersucht und zweckmäßig verteilt würden. Mit der Aufstellung und Einteilung der Mannschaften wurde der Schulmeister betraut; dieser war früher Unteroffizier und wußte daher in solchen Sachen am besten Bescheid. Während nun die Männer ihre Waffen in Stand setzten, was bei manchen keine Kleinigkeit war, da Gewehre mit Feuerschlössern und allen möglichen Konstruktionen zum Vorschein kamen, waren die Frauen damit beschäftigt, ihre besten Habseligkeiten zusammenzupacken und in sicheren Versteck zu bringen. Je nach Eintreffen der Nachrichten waren sie entschlossen, bei Einbruch der Nacht mit den Kindern und dem Vieh in die entlegeneren Waldungen zu flüchten.

Der lange Franzjakob kam nach einer Stunde keuchend und mit großem Durst wieder zurück und verkündete, daß er zwar keinen „Franzoso“ gesehen, im Thal oben aber ganz bestimmt erfahren habe, daß Oberkirch und Oppenau in Brand gesteckt seien und die Franzosen bereits den Kniebis herauf kämen; die Baiersbronner marschirten ihnen schon entgegen.

Nun war keine Zeit zu verlieren. Eine Abtheilung von 25 Mann, lauter kuraschierte Leute, erhielten den Befehl, am Brückenkopf hin nach dem Oberthal zu marschieren und den Feind aufzuspüren. Der Schneidermeister Rauf, der Pariser Schneider genannt, wurde ihnen beigegeben als Dolmetscher, denn das „Märsi“ und „Wui“ war diesem so geläufig wie seine Nadel. Rauf war in seinen jungen Jahren in Paris in Arbeit und sprach immer noch mit Vorliebe

französisch. Da es aber damals zum guten Ton gehörte, in jedem Ort einen Pariser Schneider zu haben, ließ er sich eben auch so titulieren, zumal er sein Geschäft aus dem ff verstand. Der Kommandierende dieser mutigen Schar war der „Gerberkarle“; dieser wollte den Pariser Schneider nicht mitnehmen, weil er nicht willens sei, mit den Franzosen lange zu unterhandeln. Er werde gleich zum Angriff übergehen und den Franzosen das Fell so gerben, daß sie's gern besser hätten. Der Schulmeister als Höchstkommandierender bemerkte aber dem Gerberkarle, daß ein solches Vorgehen nicht nach militärischer Taktik sei; er solle den Feind in eine der Schluchten zu locken suchen, da festhalten und auf Verstärkung warten. Auf einen offenen Kampf, etwa auf dem Kniebis bei der Alexander-Schanze, könne man sich nicht einlassen.

Bald nachdem diese Schar die Murgbrücke passirt hatte, folgte eine zweite unter der Führung des „Schmiedschorsch“, welcher der Stärkste war im ganzen Ort. Der „Märtesbauer“ hielt die Thalstraße mit einigen Mann besetzt und that den fürchterlichen Ausspruch: daß er keinen Franzoso durchlasse und wenn der Hosenträger breche. Der „Frey-Kurasch“ marschirte mit den Ledigen über den Brückenkopf, um dem Feind in den Rücken zu fallen, während der „Ziesle“ vom Zgelsberg und der „Ziegelteicher“ mit ihren Knechten



Alle wehrhaften Männer sollten sich bereit halten.

den Murgübergang weiter unten im Thale besetzten. Nur wenige Männer blieben zur Bewachung des Dorfes daheim. Unter diesen war der Sonnenwirt, auch „Gastmeister“ genannt. Diesen ließ man zu Hause für den Fall, daß Gefangene eingebracht würden, damit jemand da wäre, der mit ihnen parlieren (zu deutsch sprechen) könnte. Denn auch der Gastmeister hatte dies los, er grüßte nicht anders als mit „Bohschur“.

Als es abend wurde, besetzte man zwei Pfannen an der Kirchenmauer, und bald verbreiteten die darin angezündeten Pechfränze ein unheimliches Licht. Der Schütz (Polizeidiener) mußte in den Häusern herumfragen, daß alle Thüren und Fensterläden geschlossen werden müßten, letzteres,

\*) Holländer nennt man die größten Tannen, weil dieselben vielfach nach Holland verhandt und zu Schiffsmasten verwendet werden.

damit durch die Lichter dem Feind nicht der Weg gezeigt würde. Das Gasthaus zur „Sonne“ wurde zum Hauptquartier bestimmt.

Auf der Straße war es stille geworden, ängstlich hörten die Daheimgebliebenen auf jedes Geräusch, in's Bett ging niemand. Nur dann und wann wurde die Stille unterbrochen durch den Ruf: „Wer da!“, welcher von den ausgestellten Wachtposten her erscholl, die von Zeit zu Zeit visitiert wurden.

Die Nacht verlief ruhig. Gegen Morgen kamen die Mannschaften nach und nach heim mit der Meldung, die Franzosen seien von den „Babischen“ zurückgeschlagen worden. Der Gerberkarle war fuchsteufelswild, daß er so ohne allen Kampf wieder heimziehen mußte, während sich sein „Dolmetsch“, der Pariser Schneider, ganz gut darein fand.

Tausenderlei Gerüchte gingen an diesem Tage um. Thatsache ist, daß dieser Franzosenlärm sich durch ganz Baden und Württemberg bis ins Bayerische hinein erstreckte und daß im Elsaß zu der gleichen Zeit das Gerücht umlief, die Deutschen kämen über den Rhein. Es waren aber weder die Franzosen nach Baden, noch die Deutschen ins Elsaß gekommen. Das Ganze, hüben und drüben, war ein blinder Lärm; wie er entstanden, konnte niemand mit Sicherheit behaupten.

### 2. Des Försters Maien.

Wenn im Schwarzwald ein Bursche um ein Mädchen freien will, so thut er ihr dies kund durch das „Stecken eines Maien“. In der Nacht zum ersten Mai stellt er der Auserkorenen einen mit bunten Bändern gezierten Tannenbaum vors Fenster. Diese Aufmerksamkeit verfehlt selten

eine günstige Wirkung, denn die Mädchen haben ihr Wohlgefallen daran, und wenn so ein Marien oder Christinle beim Aufwachen des ersten Maientages die blauen und roten Bänder in den grünen Tannenzweigen vor ihrem Fensterlein flattern sieht, ist sie nicht wenig stolz darauf. Meistens weiß sie auch schon, wer der Spender ist.

Eine ähnliche Aufmerksamkeit erwiesen die Bewohner eines Dorfes im Schwarzwald ihrem Revierförster am ersten Mai 1848. Von Frankreich herüber war der Wahlspruch gekommen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und fand gute Aufnahme bei den Wäldern. Von jeher und heute noch ist bei diesen Söhnen der Berge und Thäler „Freiheit“ ein gern gehörtes Wort. Schon von ihren Vorfahren hatten sie gehört, daß in früheren Zeiten der und jener — heute dem Staate gehörende — Wald Bürgerreichtum war. Auch in den andern Waldungen hatten sie gewisse Rechte, für Holz und Streu zu holen und die Jagd auszuüben. Daß die Dorfbewohner diese Rechte heute nicht mehr haben, sei nur der Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit der Vorfahren zu verdanken, welche ihre Rechte dem Staat gegenüber nicht kräftig genug verteidigt



Der Ausblick war ihm durch eine mächtige Tanne versperrt.

hätten und so derselben verlustig gingen. Die Bewegungen des Jahres 1848 schienen nun den Bürgern geeignet zu sein, ihre früheren Rechte zurückzuverlangen.

Schon mehrmals hatten sie beim Revierförster darum angehalten, ihr Vieh in den Wald zur Weide treiben zu dürfen, was dieser rundweg abschlug und die Strohwiße an den Waldwegen, welche als Verbot galten, nur noch vermehrte. So stand die Sache vor dem ersten Mai, als die Dorfbewohner beschloßen, dem Förster, wie man

ihn kurzweg nannte, etwas energischer auf den Leib zu rücken.

Als der Herr Revierförster am Morgen des ersten Mai das Fenster öffnete, um nach dem Wetter zu sehen, war ihm der Ausblick versperrt durch eine mächtige Tanne, welche vor dem Fenster aufgerichtet und mit zahlreichen Strohwischen versehen war. Der Herr Revierförster konnte über die Bedeutung dieses Maien mit den Strohwischen so wenig im Zweifel sein, als des Nachbarns Kathrine, vor deren Fenster ein Maien mit bunten Bändern stand. Die Strohwische waren eine Verhöhnung der forstpolizeilichen Vorschriften.

Des Försters Knecht entfernte mit Hilfe einiger eben herbeigekommener Waldbüter die Spott-Tanne. Kaum war dieses geschehen, so knallte aus dem gegenüberliegenden Hause ein Schuß, dann noch einer, und immer mehr. Von nah und fern hörte man Schüsse, es waren aber keine scharfen, so daß Gefahr nicht vorhanden war. Das Gepuffe dauerte eine halbe Stunde, dann verstummte es.

Nun versammelten sich die Männer vor dem Försterhause und sandten einen Boten ins Haus mit der Aufforderung: der Förster solle heruntersommen, sie hätten mit ihm zu reden. Der Herr Revierförster ließ den Versammelten sagen, wenn sie etwas mit ihm zu sprechen hätten, möchten sie zu ihm herauf kommen — aber nicht alle, höchstens drei Mann. Das kam den Untenstehenden unerwartet und heftig disputierten sie mit einander, was zu thun sei. „Der Förster muß ra!“ (herunter) schrie einer der hitzigsten, aber der Förster kam nicht. Nun beschloß man, eine Abordnung von drei Mann hinauf zu senden und zwar: den Größten unter ihnen, dann den, der das beste Mundstück hatte und endlich noch einen, der in alten Urkunden herumgestöbert und da von den früheren Rechten gelesen haben wollte.

Der Herr Revierförster fragte die Abgesandten nach ihrem Begehren, worauf der mit dem guten Mundstück antwortete: „Herr Förster, wir verlangen unsere alten Rechte im Wald; diese sind: Erstens, jeder dürre Baum im Wald gehört uns, fürs zweite dürfen wir unser Vieh zur Weide in den Wald treiben und drittens ist auch die Jagd unser. Der Waldbjörg da kann's beweisen aus alten Urkunden. Der Herr Revierförster bestritt dies alles und wies auf die gesetzlichen Bestimmungen hin, welche heute gelten. Die drei erklärten hierauf rundweg, daß von morgen ab die Männer alle diese Rechte ausüben und wenn es sein müßte, mit Gewalt verteidigen würden. Der Revierförster machte sie auf die

Strafen aufmerksam, welche hierauf stünden. Aber die drei ließen sich nichts einreden und sagten: „Wir lassen's drauf antommen.“ Da alles Ermahnen erfolglos blieb, erklärte der Revierförster, daß er unter diesen Umständen der Gewalt weichen und vorerst den Wald nicht mehr betreten werde, er mache aber die ganze Gemeinde für die Folgen verantwortlich.

Als die drei mit der Botschaft herunterkamen, daß der Förster nicht mehr in den Wald gehe, war großer Jubel. „Jetzt haben wir die alten Rechte wieder,“ riefen sie, „darauf kann man schon einen Schoppen trinken.“ Alles strömte ins benachbarte Wirtshaus und bei manchem wurden aus dem einen Schoppen fünf und sechs, ja noch mehr. Die Aergsten blieben den ganzen Tag da sitzen, und bis in die Nacht hinein tönte der Gesang zum Försterhause hinüber:

Sauf Bruder, sauf,  
Es geht ja alles drauf.  
Morgen kommt der Kapuziner,  
Bringt en Sack voll Siebezehner;  
Morgen kommt der Schweizer,  
Bringt en Sack voll Kreuzer.

Am andern Tage war ein Laufen und Rennen in die Wälder; die dürren Bäume wurden gefällt und hereingeschleift, das Vieh hinausgetrieben und da und dort knallte ein Schuß. Jetzt war Freiheit. Der Förster blieb zu Hause, man konnte im Wald machen, was man wollte. Auch Gleichheit war jetzt vorhanden, man brauchte den Hut nicht mehr vor dem Förster zu lüpfen. Die Brüderlichkeit verstanden die Wälder aber so, daß jeder für sich möglichst viel Holz heim-schaffte, wenn auch dem Nachbar nichts mehr übrig blieb.

Die Freude dauerte nicht lange. Nach fünf Tagen kam eine Forstwache ins Dorf und es wurde bekannt gemacht, daß bis auf weiteres niemand den Wald betreten dürfe; sollten die Einwohner sich widersetzen, so kämen Exekutions-Truppen. Ein arger Katzenjammer folgte nun auf den großen Suff und die genossene Freiheit. Es gab schwere Strafen und manchen kostete es einen schönen Teil seines Vermögens. Der Kapuziner kam aber ebenso wenig mit den Siebenzehnern, als der Schweizer mit dem Sack voll Kreuzer.

### 3. Der Nagelschmieds-Better.

In der benachbarten Stadt blühte in den vierziger Jahren das Geschäft der Nagelschmiede noch ganz besonders. Die meisten wohnten in einer besonderen Gasse, die Näglergasse genannt.

Gar lustig hörte sich das Geklopfe und Gehämmer an, wenn man durch diese Gasse ging, namentlich wenn aus einer Nagelschmiede noch dazu das Lied erkönte: Sind mer net luschtige Nagelschmieds-G'fell'n. In dieser Straße wohnte auch ein Meister, der mit der halben Stadt und noch mit vielen Familien in der Gegend und Umgegend verwandt zu sein vorgab. In seinen Beweisen, die er hiefür lieferte, kam er manchmal bis auf Abrahams Zeiten zurück; derentwegen nannte man ihn allgemein den Nagelschmieds-Vetter, auch kurzweg Naglervetter. Er war ein Original, dieser Naglervetter, was er besonders in den Jahren 1848—50 bewies. Da beim Heraus klopfen der Nägel keine besondere Denkfraft erforderlich ist, so benützte der Meister dieselbe, um während des Klopfens über andere Sachen nachzudenken. Die Politik war es besonders, die ihn viel beschäftigte, und man kann sagen, der Naglervetter war ein Politiker Nummero Eins. Da er ein sparsamer Mann war, hielt er keine Zeitung auf seine Kosten, sondern ließ sie von andern.

In jener Zeit erschien ein politisches Witzblatt, genannt der „Eulenspiegel“. Dieses zu bekommen, hatte dem Nagler schon viel Kopfzerbrechens gemacht; es wurde nur in einigen sogenannten besseren Häusern gehalten und in der „Post“, wo der Nagler aber nicht verkehrte. Endlich leuchtete ihm ein Stern; er sah eines Tages den Lehrling von der Buchhandlung an seiner Werkstätte vorbeigehen; dieser hatte unter dem Arm eine Partie Zeitungen und Bücher, die er den Bestellern zu bringen hatte. Der Nagler ist mit einem Satz am Fenster und klopft dem Jungen. Er führt ihn in die Stube, fragt ihn nach Namen und Herkunft und beweist ihm dann sonnenklar, daß seines Großvaters Mutter Bruder Schwesterkind einen Onkel gehabt habe, dessen Frau den gleichen Namen wie er gehabt, folglich seien sie ganz nah verwandt und Vettern. Der junge Mensch konnte zwar im Augenblick den Verwandtschaftsgrad nicht so genau herausfinden, war aber doch froh, einen Vetter

gefunden zu haben, da er sonst in der Stadt fremd war.

Der Nagler lud nun den neuen Vetter auf den kommenden Sonntag-Nachmittag zu einem Kaffee ein, was dieser mit großer Freude annahm. Von diesem Sonntag-Nachmittag an las der Naglervetter regelmäßig auch den „Eulenspiegel“, wodurch er seine Kenntnisse in der europäischen Politik bedeutend vermehrte, ohne sich dadurch in besondere Unkosten zu stürzen; der junge Buchhändlervetter, wie er ihn nannte,kehrte von nun an stets bei ihm ein, wenn er den Eulenspiegel austrug. Zum Dank dafür durfte der Junge, der Christian, den politischen Gesprächen an den Sonntag-Nachmittagen zuhören und auch seine Meinung in den Tagesfragen kundgeben. Ferner erklärte ihm der Nagler die Witze im Eulenspiegel und was mit dem ober jenem Bild gemeint sei. Einmal, zum Beispiel, waren zwei Bilder nebeneinander, das erste stellte einen Volksredner auf der Tribüne mit ausgestreckten Armen dar, der Text unter dem Bilde hieß: „Meine Herren, der Barometer steht auf Sturm, und er wird sich nicht eher legen, als bis er zweiunddreißig aus dem Lande geweht hat.“ Das Bild nebenan zeigte denselben Mann, wie er einen tiefen Bückling vor einem vornehmen Herrn in Uniform machte; darunter stand: „Ein Jahr später.“ Als der Naglervetter die beiden Bil-



Der Nagler beweist ihm, daß sie ganz nahe verwandt seien.

der eine Weile betrachtet hatte, schlug er auf den Tisch und rief: „Boß Schuh- und Lattennägel, der hat sein Fett!“ Dem Christian erklärte er die Sache so: „Das ist der Stadtschultes von U., der hat anno 48 republikanische Rede g'halte und 's Jahr drauf, als die Bürgerwehr Fahnenweih halten wollt', reiste er nach Stuttgart, machte einen tiefen Bückling vor'm König und hat ihn zur Fahnenweih eingeladen.“

Seine Sparsamkeit bekundete der Nagler auch beim Rauchen; den ganzen Tag hatte er die Holzspfeife im Maul und nebelte. Damit es aber nicht so viel koste, hatte er einen Werktags- und einen Sonntags-Tubak. Der Werktags-

Tabak war von der Sorte: „Schwarzwälder, Du rauchst en guete, wer machte?“ — „Gebrüder Wechsler in Ulm“; er hatte viel Rippen und hielt lang an, über den Geruch aber wollen wir schweigen.

Für eine bevorstehende Abgeordnetenwahl trat ein Auswärtiger als Kandidat auf. Nun war die große Aufgabe, den Mann auszuforschen über seine Fähigkeiten als Landstand. Es wurde vorgeschlagen, eine Versammlung anzuberaumen, vor welcher der Kandidat seine An- und Absichten in einer Rede kundgeben solle. Der Naglervetter war aber hiemit nicht einverstanden und meinte, auf so einstudierte Reden gäbe er nicht viel, da gehe so ein studierter Herr mit glatten Worten um die Hauptsache herum wie die Kage um den heißen Brei. Der Herr müsse ganz unvorbereitet zum Sprechen gebracht werden, dann erst könne man sehen, was er los habe. So kam es denn auch. Eines Tages erschien der Kandidat, und einige Auserwählte wurden eingeladen, ihn zu besichtigen und zu erforschen, weß Geistes Kind er sei. Der größere Teil der Einwohner erfuhr nichts davon. Selbstverständlich war der Naglervetter einer der Auserforenen. Als Prüfungsort war das Wirtshaus zum „Löwen“ ausersehen. Nachdem der erste Schoppen getrunken, flüsterte der Nagler dem Kandidaten zu, daß er einige Worte sprechen möge über ein beliebiges Thema. Das ließ er sich nicht zweimal sagen, stand auf und fing an: „Meine Herren! Der Löwe ist ein stolzes, mächtiges Tier, das sich vor nichts fürchtet.“ (Der Nagler stoßt seinen Nachbarn bedeutungsvoll an.) — „Auch wir fürchten uns vor niemandem“ — — eine große Rauchwolke bläst der Nagler dem Redner bei diesen Worten in's Gesicht, daß er hustet und mit beiden Händen abwehrt und — sich niedersezt. Jetzt gewahrt der Nagler mit Schrecken, daß er in der Eile den Werktagstabak eingesteckt hat. Nun gingen sie weiter und zwar ins Lamm, im Vorbeigehen holte der Nagler seinen Sonntagstabak und versicherte, daß der Rauch von diesem nicht zum Husten reizt. Im Lamm wiederholte er seine Bitte an den Kandidaten um eine kleine Rede. „Das Lamm, das geduldige Lamm“, fing dieser an; „auch wir waren seither geduldige Lämmer, zahlten Steuern und Abgaben, während andere in floribus lebten und nichts zahlten. Das soll anders werden.“ „Bravo, bravo!“ riefen die Zuhörer und der Nagler sprach: „Das ist der rechte Mann.“

Obwohl der Naglervetter stark in den vierzigen war und seine Kniee nach auswärts sich spitzten, ging er doch zum Bürgermilitär. Alle

Sonntage legte er einen Sechsbühner in eine besondere Lade für Anschaffung der Montur. Gewehr und Hirschfänger lieferten die Stadt. Es fehlten nur noch wenige Gulden und diese mußten auch noch herbei, denn in sechs Wochen kam sein Sohn, der Schulmeister werden wollte, aus dem Seminar in die Vakanz heim; der hatte gar keine Ahnung, daß sein Vater Bürgerfeldat geworden. Der Nagler wollte seinen Sohn damit überraschen, daß er ihn in voller Uniform und das Gewehr präsentierend in der Stube empfangen wollte.

Wie freute er sich auf diese Ueberraschung. Alle Sonntage zählte er das Geld, ob's wohl reichen werde. Da, in einer Nacht kam ein Strolch und stahl ihm die ganze Ersparnis. Nun war's aus mit dem Präsentieren, denn auf Pump wollte er sich die Uniform nicht anschaffen.

Einige Jahre später war's auch mit dem Politisieren aus und man mußte sich in acht nehmen, daß man nicht durch ein unvorsichtiges Wort in Verlegenheit kam. Aber auch hier mußte der Naglervetter Rat. „Im Wirtshaus wird nimmer politisiert,“ sagte er, „da thun wir schaffkopfen“ (ein beliebtes Kartenspiel in jener Gegend), „dann verschnappt sich doch keiner.“ — Und man hat ihm auch wirklich nie etwas anhaben können.

### Gerechtes Bedenken.



Er thät mir Liebe schwören,  
Hat mich sogar geküßt,  
Ich möchte ihn erhören,  
Wißt ich nur, was er ist!